

(vgl. 171) kommt er zu dem Ergebnis, daß das Lk-ev ein Beispiel darstellt für einen Konsolidierungsversuch des Urchristentums nach außen (Abgrenzung vom röm. Imperium und vom »exklusiven Judentum«) wie nach innen (Gemeinde als »Kontrastgesellschaft« zur antiken Polis in Form der Integration sozialer und geschlechtlicher Gegensätze). Letztere Intention faßt Diefenbacher in dem Begriff »Wir-Ekklesia«, also »eine Ekklesia, die alle Menschen verschiedenster Klassen, Rassen und Religionen als eine Lebensgemeinschaft zu sammeln versteht, so daß ein Gegen- oder Nebeneinander durch das Miteinander von Menschen innerhalb der Ekklesia abgelöst wird« (182).

Die neutestamentlichen Texte auch mit Hilfe rhetorischer Elemente zu analysieren, ist nicht zuletzt aus rezeptions- bzw. wirkungsästhetischen Gründen mehr als überfällig. Mit der Beschränkung auf die Dispositionslehre allerdings kann im Grunde lediglich bereits Bekanntes – worauf Diefenbach in Anmerkungen jeweils gewissenhaft verweist – aufgezeigt werden.

Die »neuen« Beobachtungen zur lukan. Komposition, die über die bisherigen Strukturierungsvorschläge hinaus eruiert werden, erweisen sich als mehr oder weniger spekulativ. Hierzu zählen insbes. die Vorschläge, »die Johanneszyklen (Lk 1,5-25.39-80; 3,1-20) in bezug auf die Rekonstruktion der lukanischen Kompositionstechnik für die Jesuserzählfolge heranzuziehen« (67f.; vgl. 149f.) sowie den auf 19,48f folgenden Abschnitt als »graditio« aufzufassen (vgl. 114).

Darüber hinaus kann mit dem gewählten methodischen Ansatz, der im übrigen die Untersuchung größtenteils als paraphrasierende Inhaltsangabe erscheinen läßt, sicherlich untermauert werden, »daß Lukas gewisse Kenntnisse der antiken Rhetoriklehre besaß« (186), seine Intention einer »Wir-Ekklesiologie« aber läßt sich daran bei bestem Willen nicht festmachen.

Nicht mehr mit der Methode entschuldigt werden kann allerdings die Darbietungsform, die durch drucktechnische Versehen, grammatikalische Fehler, eine manchmal eigenartige Fußnotensetzung (vgl. 114, Anm.3) und Uneindeutigkeiten bis in die Gliederung hinein (vgl. die Perikopenüberschriften auf den Seiten 69.114.119) das Verstehen erschweren. Für eine Zweitaufgabe sollte auch die sprachlich manchmal nahezu verquere Gedankenführung wie die ausladende, oft regelrecht ärgerliche Redundanz, die für mehr als Deutlichgemachtes auch noch Hegel meint bemühen zu müssen (vgl. 13), überarbeitet werden.

Alois Stimpfle, Augsburg

Krämer, Michael: Die Überlieferungsgeschichte der Bergpredigt. Eine synoptische Studie zu Mt 4,23-7,29 und Lk 6,17-49 (Deutsche Hochschulschriften 433), Egelsbach u. a.: Häusel-Hohenhausen³ 1994, XXXII u. 270 S., ISBN 3-89349-433-2, DM 58,00.

Der emeritierte Neutestamentler der Ordenshochschule in Benediktbeuren legt mit dieser Arbeit, deren dritte Auflage die Mikroedition der 2. Auflage lediglich sprachlich variiert, den Finger auf die Wunden der nicht alle synoptischen Fragen klärenden Zwei-Quellen-Hypothese und bietet ein Verständnis die beiden Fassungen der sog. Bergpredigttradition, Mt 4,23-7,29 und Lk 6,17-49, unter Absehung des »Postulats« der in der Exegese gängigen Zwei-Quellen-Theorie. Danach bilden die uns vorliegenden unterschiedlichen Bergpredigtfassungen das Ergebnis einer streng rezipientenorientierten Weiter- und Ausschreibung der ursprünglichen, an der »größeren Gerechtigkeit« orientierten Jesustora.

Hermeneutischer Ausgangspunkt der Überlegungen Krämers ist die Überzeugung, daß die Entstehung der Evangelien vorzustellen sei als »ein natürlicher Wachstumsprozeß, vorangetrieben durch die immer neuen, anhand von Jesusworten zu bewältigenden Situationen im Laufe des Wachstums der Kirche« (XVIII). Methodisch gilt es zu berücksichtigen, daß ein solchermaßen kontinuierlich-harmonischer Rezeptionsprozeß »nach den Gesetzen der sprachsoziologischen Interaktion zwischen Texterzeuger und Glaubensgemeinde auf der Grundlage der Jesuswort-Überlieferung vor sich geht« (XXIX). D. h., daß für das Verstehen des Textes vom Text als dem Produkt eines kommunikativen Handelns auszugehen ist und deshalb die in der Synoptiker-Exegese vorrangige Redaktionskritik durch eine konsequent traditions- und überlieferungsgeschichtlich orientierte Analyse ersetzt werden muß. Spannungen im Text lassen sich mit diesem Ansatz als Wachstumsrelikte identifizieren und »als Auswirkungen der wiederholten Neuaktualisierungen im Laufe der Überlieferungsgeschichte erklären« (XXI). Das Gleiche gilt natürlich auch für die Differenzen zwischen den beiden Bergpredigt-Ausgaben: Sie rühren nicht her von gewaltsamen redaktionellen Eingriffen in eine gemeinsame Logiensammlung Q, sondern sind zu erklären als Dokumente des adressatenorientierten Wachstumsprozesses, in dem die urchristlichen Gemeinden als Überlieferungsträger fungieren.

Unter diesen hermeneutischen und methodischen Voraussetzungen deckt Krämer sieben Schichtungen in der Textüberlieferung der Berg-

predigttradition auf: Die Grundlage der Jesusworte über die Feindesliebe (Mt 5,39-41.44-45) erfährt »schon in der frühesten Phase der Urgemeinde« eine erste Erweiterung in Form von Verhaltensweisungen für die Gemeindemitglieder (Mt 5,42.44-48; Lk 6,31). Infolge der urchristlichen Diversifikation in jüden- und heidenchristliche Gemeinden bildet sich einerseits eine als die Mose-Tora eschatologisch vollendend verstandene Jesus-Tora heraus (Mt 5,20-22a.27f.31f.33-48), andererseits – als heidenchristliche Reaktion darauf – die Vorstellung vom, paulinisch gesprochen, »Gesetz Christi« (Lk 6,27-36). Beide Formen erfahren situationsbedingt eine zweimalige Erweiterung (Mt 5,3-12; 7,24-26 bzw. 6,1-18 und Lk 6,20b-26,47-49 bzw. 6,37f.). Eine daran anknüpfende Fortschreibung, nötig auf Grund der Frage der Relevanz der Mose-Tora innerhalb der christlichen Gemeinden, äußert sich einerseits in einer »torarigoristischen Verschärfung (Mt 5,17-19; 6,19-23; 7,6.13-23), andererseits in der Unterstreichung eines gesetzesfreien Evangeliums (Lk 6,39-46). Auf der letzten Überlieferungsstufe entschärft Mt aus pastoralen Gründen den Gesetzesrigorismus (Mt 5,9.13-16.22b-26.29f; 6,7-15.24-34; 7,1-5.7-12), während Lk seine Traditionsvorlage unverändert in sein Evangelium übernimmt.

Für die Gemeinden, die ja als genuine Überlieferungs-, d.h. Übersetzungsträger fungieren, ergibt sich von diesen Applikationsleistungen her folgendes Schichtenmodell: Am Anfang steht eine messianische Sondergruppe innerhalb des Judentums. Ihre friedliche Existenz wird empfindlich getroffen durch die Tötung des Stephanus und die Ausgrenzung der sog. Hellenisten. Mit dem Bewußtsein, das wahre Israel zu sein, ziehen die christlichen Gemeinden eine scharfe Grenze zum jüdischen Synagogenverband, die im heidenchristlichen Fall bis zur Vorstellung des gesetzesfreien Evangeliums geht. Die judenchristliche Seite distanziert sich kritisch von dieser Entwicklung. In einer jüden-heidenchristlichen Großkirche schließlich steht der Harmonisierungsgedanke als missionarisches Prinzip im Vordergrund.

Ein Ansatz, der sich bewußt außerhalb des in einer Disziplin gängigen Ausgangspunkt stellt, vermag auf Grund der alternativen Perspektive übersehene oder unbekannte Aspekte in den Blick zu rücken. Dies gilt auch für die vorliegende Arbeit, die in ihrer Stringenz den Leser mit überraschenden Beobachtungen konfrontiert. Natürlich stellt der Schritt vom Text in die Geschichte immer ein Risiko dar. Krämer bewegt sich dabei – bei aller Exklusivität seines Synoptikeransatzes – in einem von Vorentscheiden geleiteten Analyserahmen (ideal-

typische Entwicklung des frühen Christentums bei relativ schroffer Zweiteilung in Juden- und Heidenchristentum), der selbst noch einmal zu hinterfragen wäre.

Alois Stimpfle, Augsburg

Schwank, P. Benedikt OSB: Evangelium nach Johannes, erläutert für die Praxis, St. Ottilien: EOS 1996, 521 S., ISBN 3-88096-260-X, DM 70,00.

Keine Schrift des Neuen Testaments wird heute von der exegetischen Forschung so divergierend traditionsgeschichtlich eingeordnet und ausgelegt wie das Johannesevangelium (Joh-Ev). Durfte man in den Jahren nach dem Konzil dem großen dreibändigen Kommentar von R. Schnackenburg (die einzelnen Bände erschienen in Erstauflage 1965, 1971 und 1975) noch zutrauen, der katholischen Joh-Exegese langfristig Maßstäbe zu setzen, da er die »historisch-kritische« Forschung vorurteilslos rezipierte und doch den Horizont apostolischer Überlieferung und kirchlicher Lehre stets im Auge behielt, so ließen doch bald schon katholische Nachahmer der einst von Bultmann exzessiv vorgenommenen Scheidung von Schichten und Quellen des Joh-Ev, wie z.B. G. Richter, in ihren Publikationen das Joh-Ev zu einem Konglomerat literarischer Fragmente und widersprüchlicher theologischer Aussagen werden.

Die beiden in diesen Jahren herausgegebenen ersten Kommentarbände zu Joh 1–12 von P. Benedikt Schwank (Düsseldorf 1966 und 1968), die sich streng an den hermeneutischen Regeln von Dei Verbum orientierten, schienen im Sog der gekennzeichneten exegetischen Trends wenig Zukunft zu haben und der Fortsetzung nicht zu bedürfen. Immerhin folgten als eine Art Abschlagszahlung 12 exegetische Beiträge von B. Schwank über »Das Christusbild im zweiten Teil des Johannesevangeliums« in der Zeitschrift »Sein und Sendung« (seit 1963), sowie zahlreiche andere Publikationen (besonders in »Erbe und Auftrag«), die den Verfasser als erstrangigen Fachmann der Joh-Exegese auswiesen.

Das nun vorgelegte Werk umfaßt die durchgesehenen Kommentarteile zu Joh 1–12 (von 1966–1968) und die in gleichartiger Systematik ausgearbeiteten Auslegungen zu Joh 13–21, die auf frühere Publikationen und auf Gastvorlesungen an der Katholischen Universität Eichstätt zurückgehen. Der 1. Hauptteil (S. 49–336; im Anschluß an die »Einführung« und die Auslegung des Prologs) trägt den Titel »Das Buch der Zeichen« (zu Joh 1,19–12,50); der 2. Hauptteil (342–508) ist überschrieben: »Das